

## Wissensorte und Allianzen

### Ein eMail-Interview zwischen

**Prof. Dr. Peer Pasternack, Direktor des Instituts für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg in Lutherstadt Wittenberg**

**und Prof. Dr. Iris Reuther, Büro für urbane Projekte**  
am 19.09.2010

*Frage: Universitäten und Hochschulen sind (nach Ihren Aussagen in Texten und im Gespräch) autonome, eigensinnige Institutionen, die sich eher als Standort oder Adresse in den „Galaxien“ der Wissensgesellschaft und viel weniger als Teil oder auch Adresse einer Stadt verstehen. Was sind dann eigentlich die Interessenlagen, Anknüpfungspunkte oder gar Schnittstellen für eine Kooperation zwischen Universitäten oder Hochschulen und ihrer eigenen Stadt ...  
Ganz allgemein, wenn Sie Ihre Forschungen zu Rate ziehen?*

Hochschulen müssen translokal orientiert sein, um auch lokal wirksam werden können. Erstens in der Forschung: Dort konkurrieren die Wissenschaftler/innen um Geltungsansprüche von Deutungen und Erklärungen. Dafür ist der Referenzraum nicht die Stadt, sondern die (wissenschaftliche) Welt. Zweitens in der Lehre: Diese ist zwar ein überwiegend lokaler Vorgang, soll aber überlokal ausstrahlen. Hochschulen sind für Städte die besten Chancen, Menschen in einer biografisch stark aufnahme- und prägefähigen Phase – der Studienzzeit – für sich zu begeistern und an sich zu binden. Drittens, Forschung und Lehre zusammengenommen: Hochschulen können somit ihre Sitzorte an die überregionalen Kontaktschleifen der Wissensproduktion und -distribution anschließen. Das zum einen.

Zum anderen sind sich Städte und Hochschulen in einem Punkt sehr ähnlich: Beide sind Inkubatoren von Innovation. Die Hochschulen sind dies, weil sie (auch) Zonen darstellen, in denen frei von unmittelbarem Handlungsdruck nachgedacht und ausprobiert werden kann. Städte sind solche Inkubatoren, weil sie im Unterschied zu sämtlichen sonstigen Siedlungsformen ihren Bewohnern Möglichkeiten bieten, sich sozialer Kontrolle zu entziehen.

Dabei darf Innovation nicht ökonomistisch auf Produkt- und Verfahrensinnovationen verkürzt werden. Gerade ostdeutsche Städte haben eine Vielzahl sozialer Innovationserfordernisse: demografische Schrumpfung, Alterung der Bevölkerung, Orientierungsprobleme, Fremdenfeindlichkeit, generationsübergreifende Verfestigung prekärer Sozialmilieus usw. sind Stichpunkte. Ökonomische und nichtökonomische Innovationen zu erzeugen gelingt um so besser, je fachlich breiter die mobilisierungsfähige Expertise ist. Keine andere Institution als die Hochschule, insbesondere die Universität, verfügt mit

ihrem Fächerspektrum über eine vergleichbare Breite der Expertise. Zudem ist Innovation nicht planerisch zu erzeugen. Sie benötigt folglich Risiko- und Fehlertoleranz. Die findet sich – trotz allen Drittmittel- und Wettbewerbsfurors – noch am ehesten an Hochschulen. Städte handeln üblicherweise auf der Grundlage von Erfahrungswissen. In Hochschulen als wissenschaftlichen Einrichtungen ist die Kenntnis langfristiger Trends, vergleichbarer Fälle, relevanter Kontexte, prognostischer Wahrscheinlichkeiten, typischer Fehler, nicht-intendierter Handlungsfolgen und alternativer Optionen vorhanden. Schon daher können sie endogene Faktoren der Rationalitätssteigerung kommunalen Handelns sein.

Sich darauf auch einzulassen, wird vermutlich ab Mitte des Jahrzehnts recht bedeutsam werden: Dann sinken auch in Westdeutschland die Jahrgangsgößen, aus denen sich die Studierenden rekrutieren. Es wird also schwieriger werden, die eigenen Studienplätze zu füllen, denn Überlaufeffekte aus westlichen Bundesländern sind dann nicht mehr zu erwarten. Die eigene Unentbehrlichkeit nachzuweisen und damit die Hochschulressourcen zu sichern, dürfte eher gelingen, wenn auch die Frage nach den regionalen Wirkungen überzeugend beantwortet werden kann. Angesichts der Haushaltsentwicklungen – 25 Prozent Realminderung des sächsischen Landeshaushalts von 2008 bis 2020 sind prognostiziert – wird es dann nicht genügen, allein auf die direkten monetären Wirkungen von Hochschulen zu verweisen. Wirklich durchschlagend – d.h. auch bei politischen Akteuren, denen Hochschulangelegenheiten nicht von vornherein einsichtig sind – werden die Hochschulen erst dann ihre Ausstattungen rechtfertigen können, wenn sie daneben auch Beiträge zur Erzeugung indirekter Wirkungen in der Region plausibel machen können.

Inkubatoren von Innovation sind Städte und Hochschulen, weil und wenn sie Freiräume und geschützte Zonen für das bisher noch nicht Gedachte und Ausprobierte, für scheinbar Abwegiges und noch Unreifes bieten. Städte und Hochschulen sind gleichermaßen durch Heterogenität gekennzeichnet. Deren wichtigstes Merkmal ist die Mischung von Konformität und Nichtkonformität. Innovation ist immer das Noch-nicht-Mehrheitsfähige. Was bereits mehrheitsfähig ist, ist Mainstream. Der erstarrt irgendwann zur Orthodoxie – und ist spätestens dann reif für die Ablösung durch erneute Innovation. Dieser Kreislauf benötigt permanente Zufuhr kognitiver Energien. Den können Hochschulen sicherstellen, indem sie interessierte und interessante Menschen in die Stadt ziehen. Für diese schließlich können Hochschulen und Städte mit etwas aufwarten, das sich gegenseitig ergänzt: Hochschulen bieten Zeitsouveränität, Städte bieten Raumsouveränität. Die gemeinsame Nutzung beider erhöht die Wahrscheinlichkeit innovierender Zufälle.



Foto: Pressestelle Uni Leipzig/Jan Woitas

*Frage: Und was sind die Interessenlagen, Anknüpfungspunkte oder Schnittstellen auf Leipzig bezogen, soweit Sie den Leipziger Kontext beobachten und einschätzen können?*

Die Leipziger Hochschulen haben ja Glück, weil sie in Leipzig liegen. Die Entscheidung für (oder gegen) eine Hochschule als Studien- oder Arbeitsort ist wesentlich eine Entscheidung für (oder gegen) den Sitzort, erst danach eine über die Hochschulqualität. Das Image des Standorts Leipzigs ist ziemlich hoch – in den ostdeutschen Flächenländern nur vergleichbar mit Dresden, Jena und Potsdam. Damit stehen die Leipziger Hochschulen zunächst lediglich vor einer Aufgabe: Das jeweilige Hochschulimage darf das Standortimage nicht so dramatisch unterschreiten, dass es die positive Ausstrahlung des Sitzortes neutralisierte oder überlagerte. Das ist eine komfortable Ausgangssituation: Man kommt gern nach Leipzig, weil die Stadt als vergleichsweise hip gilt. Wenn die Stadt den so (neben anderen) hereinströmenden Nonkonformisten etwas bieten möchte, sollte sie, wo immer möglich, Raumaneynung erleichtern.

Komplementär sollten die Hochschulen die dafür nötige Zeitsouveränität sichern. Das ist eine gewisse Herausforderung unter dem Bologna-Regime, aber machbar: etwa über projektförmige Lehre, Leistungspunkte für Community-Service-Aktivitäten, intelligente Gestaltung von wahlloblichen Studienmodulen, großzügige Definition von Lehr-Lern-Situationen oder Flexibilität bei individuellen Studiengeschwindigkeiten.

Wo Zeit und Raum zur Verfügung stehen, kann auch jedes noch so problematische Leipziger Quartier seine Chance haben. Nicht jede Chance wird wahrgenommen werden, aber nur dort, wo mehrere Chancen eröffnet werden, erweisen sich dann einige davon realisierungsfähig. Immerhin: In einer schrumpfenden Stadt kann man nur qualitativ wachsen. Das ist auch aus übergeordneten Gründen nötig, und Denken, Entdecken, Verstehen und Deuten sind jedenfalls CO<sub>2</sub>-neutral.

*Frage: Universitäten mit ihren verschiedenen Fakultäten und Einrichtungen haben Standorte innerhalb der Stadt, die man erreichen kann, die im Stadtraum präsent sind und die als „öffentliche Orte“ wahrgenommen werden. Die Mitarbeiter, Studierenden und Gäste (auf Tagungen, Kongressen, im Rahmen von Forschungsprojekten usw.) nutzen diese Standorte in ihrem Alltag, reflektieren sie aber ggf. auch als Teil ihrer Gemeinschaft und Identität. Universitäts- und Hochschulstandorte sind große Arbeitgeber und sie erzeugen auf verschiedenen Ebenen wirtschaftliche Aktivitäten innerhalb der Stadt. Schließlich nutzen die Angehörigen und Gäste viele Infrastruktur- und Dienstleistungsangebote der gesamten Stadt und Region sowie in ihrer näheren Umgebung. Welche Anforderungen, Wünsche und Erwartungen haben diese Einrichtungen deshalb an das Funktionieren einer Stadt, an die konkreten Stadtteile und ihre eigenen Adressen als Teil der Stadt? Und welche hat die Stadt an die Hochschulen?*

Eine Stadt und ihre Hochschulen sollten zunächst systematisch ihre Schnittstellen erheben. Beide vermögen sich gegenseitig förderliche Rahmenbedingungen bereitzustellen. Konkret können das z.B. Raumbedarfe der Hochschulen sein oder Expertisebedürfnisse der Stadt. Es können städtische Interessen an der Ertüchtigung bestimmter Quartiere sein, die unter anderem durch Ansiedlung oder Verdichtung von Hochschulpotenzialen unterstützt werden sollen. Studentische Firmen und Ausgründungen aus Hochschulen gelingen eher, wenn die Stadt Ermessensspielräume bei Genehmigungsverfahren großzügig nutzt. Stadt und Region haben ein Interesse an der regionalen Fachkräfteversorgung und einem standortbezogenen Wissensmanagement.

An den Schnittstellen wird man sowohl einvernehmliche Anliegen als auch konfliktbehaftete Probleme entdecken. Daher sollte sich ein ebenso systematisches Schnittstellenmanagement anschließen. Für dieses erscheint z.B. eine One-Stop-Agency bei der Stadtverwaltung denkbar. Dort würden die Anliegen der Hochschulen in Anforderungen an das Verwaltungshandeln übersetzt, die verwaltungsseitigen Vorgänge in Gang gesetzt, und nach einem zuvor definierten Zeitraum würden der betreffenden Hochschule Lösungsoptionen incl. zu klärender Randbedingungen unterbreitet. Ein anderer Weg wäre etwa, dass sich Hochschulen regelhaft an Quartiersentwicklungs- oder Community-Organizing-Prozessen beteiligen. Wiederum im Gegenzug kann die Stadt Ermittlungsstrukturen für bürgerschaftlich engagierte Studierende bereitstellen, ebenso auch für studentische Kulturaktivitäten, die dazu als Teil der Stadtkultur begriffen werden müssen.